

Ad marginem

Anomalistische Randnotizen zur Literatur

GERD H. HÖVELMANN¹

Redaktionelle Vorbemerkung: Es gibt im deutschen Sprachraum keine andere Zeitschrift, in der neu erschienene Bücher aus dem Themenkreis der Anomalistik in vergleichbarer Zahl und ähnlich umfangreich und, per saldo, kompetent besprochen werden, wie in der *Zeitschrift für Anomalistik*. In Ergänzung zum regulären Rezensionsteil sollen in dieser zusätzlichen Rubrik nachfolgend – und künftig – außerdem neu erschienene Bücher vorgestellt und möglichst knapp diskutiert werden, die sich zwar nicht unmittelbar mit der Anomalienforschung oder einem ihrer Teilbereiche befassen, die für den verzweigten transdisziplinären Kontext der Anomalistik jedoch potentiell von Belang sind – etwa weil sie ideen-, begriffs- oder kulturgeschichtliche Hintergründe wissenschaftlichen Arbeitens beleuchten, allgemein wissenschaftstheoretische, methodologische, historische, soziologische oder wissenschaftspraktische Erwägungen anstellen, die für die Anomalistik und ihre Verortung im Wissenschaftsdiskurs aufschlussreich sind oder es werden könnten, oder in irgendeiner anderen Weise zur Beurteilung, Gewichtung oder Erklärung von Anomalien beizutragen vermögen. Ebenso an dieser Stelle kurz besprochen werden sollen gegebenenfalls auch Bücher, die zwar anomalistische Themen im engeren Sinne aufgreifen, die aber aus den verschiedensten Gründen in der *Zeitschrift für Anomalistik* nicht Gegenstand eingehender Rezensionen werden können oder sollen. Leser sind gerne eingeladen, geeignete Bände für künftige Folgen dieser Rubrik vorzuschlagen oder der Redaktion selbst entsprechende Kurzbesprechungen zur etwaigen Veröffentlichung einzureichen (bitte direkt an rezensionen@anomalistik.de).

P. J. Blumenthal

Kaspar Hausers Geschwister

Auf der Suche nach dem wilden Menschen

Franz Deuticke Verlag, Wien / Frankfurt am Main 2003

ISBN 3-216-30632-1, 328 Seiten, € 24,90

„Hic jacet / Casparus Hauser / aenigma / sui temporis / ignota nativitas / occulta mors / MDCCCXXXIII“ steht auf Kaspar Hausers Grabstein in Ansbach zu lesen. In vielerlei Hin-

¹ Gerd H. Hövelmann, M.A., Philosoph und Linguist, war bis 1993 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Universität Marburg und ist seither selbständig.

sicht ein „aenigma“, ein Rätsel, ist Kaspar Hauser, trotz der mindestens vier-, wenn nicht fünfstelligen Zahl an Büchern und sonstigen Dokumentationen, die über ihn erschienen sind, nicht nur „sui temporis“ gewesen, sondern bis heute geblieben – wobei mir die medientaugliche Frage nach Hausers Abkunft unter allen noch offenen Problemen das wissenschaftlich und erkenntnistheoretisch belangloseste zu sein scheint. Der in München lebende, in den USA geborene Schriftsteller, Übersetzer und „P.M.“-Autor P. J. Blumenthal bemüht sich, in seinem Buch zu zeigen, dass Kaspar Hauser beileibe kein Einzelfall eines *homo ferus*, eines wilden Menschen, gewesen ist. Nicht, dass wir das nicht gewusst hätten. Viele solcher Fälle sind recht eingehend dokumentiert. An einer aktuellen umfangreicheren Gesamtschau, die, soweit überhaupt möglich, eine leidliche Vollständigkeit der Fallregistrierung anstrebt, hat es jedoch gemangelt; die letzte nennenswerte, wenn auch knappe Fall- und Literaturübersicht in deutscher Sprache stammt m. W. aus dem Jahr 1972 (Malson et al. 1972, S. 72-104). Eben hier liegt also das eigentliche Verdienst von Blumenthals Buch, das insgesamt mehr als 100 Fälle aus allen historisch zugreifbaren Zeiträumen bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts und aus sämtlichen Weltgegenden erfasst. Dass es sich dabei freilich ganz überwiegend nur um kaleidoskopisch knappe Fallskizzen handeln kann, muss jedem einsichtig sein, der die Zahl der verfügbaren Buchseiten durch die der einschlägigen Fälle dividiert. Manche Berichte sind folglich kaum eine halbe Seite lang; Kaspar Hauser selbst ist immerhin ein eigenes, 15-seitiges Kapitel gewidmet. Systematische Fallvergleiche bleiben unter solchen Voraussetzungen zwangsläufig dem Leser überlassen. Dass man unter diesen Umständen zudem die kasuistische Sorgfalt nicht erhoffen darf, wie sie etwa Anselm von Feuerbach (1832), Hermann Pies mit seiner einst auf acht Bände angelegten Materialsammlung (Teilnachdruck Pies 1985-1987) oder der viel und bisweilen zu unrecht gescholtene Georg Friedrich Daumer (1873) allein auf Kaspar Hauser oder wie sie Jean Itard (1894) auf Victor von Aveyron verwendet haben, versteht sich ganz von selbst. Der Nutzen von Blumenthals Übersicht liegt folglich allein in ihrer Bandbreite, die sie als Materialsammlung allemal lesenswert macht (allerdings ohne die Quellen selbst für den Leser hinreichend recherchefreundlich zu erschließen).

Dabei ist das Wort „allein“ im letzten Satz im Sinne von „ausschließlich“ durchaus ernst gemeint. Denn Blumenthals theoretische Einleitung in den Band (S. 17-73), die abwägt, ob diese wilden oder „Wolfsmenschen“ eher als „beseelte Tiere“ oder als „entseelte Menschen“ aufzufassen seien und inwieweit in manchen Fällen angeborene Geistesschwächen zu ihrem Schicksal beigetragen haben mögen, genügt der selbstgestellten Aufgabe nicht und hat eher feuilletonistische als wissenschaftliche Qualitäten. Sie ist eigentlich ebenso entbehrlich wie Elfriede Jelineks Geleitwort (S. 11-14). Durchaus als eine Belästigung darf man ferner eine Reihe von Mängeln dieses Buches auffassen, die im Leser (jedenfalls in *diesem* Leser) die Frage reifen lassen, was der Lektor des Deuticke-Verlags eigentlich beruflich macht. Blumenthals Satzbau ist voller weicher Gelenke mit falsch angebundenen Relativ- und Konditionalsätzen, missglückten Dativkonstruktionen und Dutzenden falscher Flektionsformen. Darüber hinaus stolpert man häufig über wiederkehrende Detailfehler: So wird der Titel von Lord Monbod-

dos sechsbändiger *Antient Metaphysics* aus dem späten 18. Jahrhundert konsistent falsch geschrieben, das EEG wird unter der Hand zum „EEC“, der Linguist Eric Lenneberg (1921-1975) taucht stets als „Lennerberg“ auf usw. Angesichts von Fehlern solcher Art wird dann auch die Frage legitim, welches Vertrauen man tatsächlich in die Zuverlässigkeit von Blumenthals einzelnen, notgedrungen detailarmen Falldarstellungen setzen darf. Schade bei einem Buch, das immerhin ein ernsthaftes Anliegen hat.

Literatur

- Daumer, G.F. (1873): Kaspar Hauser. Sein Wesen, seine Unschuld, seine Erduldungen und sein Ursprung. A. Coppenrath, Regensburg.
- Feuerbach, A.v. (1832): Kaspar Hauser. Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen. J. M. Dollfuß, Ansbach.
- Itard, J.-M.G. (1894): Rappports et mémoires sur le sauvage de l'Aveyron. Alcan, Paris.
- Malson, L.; Itard, J.-M.G.; Mannoni, O. (1972): Die wilden Kinder. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Pies, H. (1985-1987): Kaspar Hauser. Bd. I-II. Urachhaus, Stuttgart.

William R. Corliss

Scientific Anomalies and Other Provocative Phenomena: An Annotated Outline of 6,000 Entries

The Sourcebook Project, Glen Arm, Md. 2003

ISBN 0-915554-45-3, 296 Seiten, € 17,95

Es gibt Bücher, die man liest, und solche, die man benutzt. Der vorliegende Band gehört ohne Zweifel in letztere Kategorie. William Corliss darf, jedenfalls soweit es seine ganz außerordentliche literarische Sammeltätigkeit betrifft, als legitimer Nachfolger von Charles Fort gelten, kommt aber in allen seinen zahlreichen Veröffentlichungen erfreulicher Weise ohne dessen wissenschafts-denunziatorischen Impetus aus. Seit gut 40 Jahren trägt Corliss Beispielfälle ungeklärter Anomalien zusammen und weist sie – häufig mit umfangreichen originalen Textproben – in seinen inzwischen mehr als drei Dutzend „Sourcebooks“, „Handbooks“ und „Catalogues“ nach. Dabei greift er bei der Materialsuche grundsätzlich nicht auf irgendwelche entlegenen, kryptischen oder obskuren Publikationsorgane zurück, sondern er entbirgt Anomalien, sofern sie im Rahmen regulärer wissenschaftlicher Forschungsarbeit aktenkundig geworden sind, ausschließlich den prominenten Wissenschaftsorganen wie *Science* und *Nature* bzw. den solide verankerten Fachzeitschriften der einzelnen akademischen Disziplinen. Aus der über einen Zeitraum von vier Jahrzehnten betriebenen Sichtung von insgesamt ca. 15.000 Jahrgängen (!) wissenschaftlicher Fachzeitschriften liegen ihm mitt-

lerweile mehr als 50.000 Quellen aus der „normalwissenschaftlichen“ Literatur vor, die etwa 2000 verschiedene, bisher ungeklärte und theoretisch potentiell folgenreiche Anomalien aus den Disziplinen Astronomie, Biologie, Chemie, Physik, Geologie, Geophysik, Archäologie, Psychologie sowie verschiedenen anderen Gebieten solide dokumentieren. (Welches Licht dies auf die selbstsichere Beteuerung wirft, aktuelle wissenschaftliche Wissensbestände seien grundsätzlich nicht mehr erschütterbar, mag jeder selbst abschätzen.) Etwa die Hälfte dieser 50.000 Quellen hat Corliss inzwischen in seinen (derzeit) 37 umfangreichen Handbüchern aufgearbeitet, bibliografisch nachgewiesen und im übrigen nahezu ohne eigene Kommentierung zugänglich gemacht – eine unglaublich aufwendige und eminent verdienstvolle Arbeit.

Corliss ist für diese Aufgabe der Anomalien-Sichtung übrigens bestens qualifiziert und präpariert: als Geo- und Astrophysiker hat er zuvor bereits zwei Dutzend wissenschaftlicher Handbücher im Auftrag der NASA und der National Science Foundation verfasst. Nachdem er vor wenigen Jahren die Beweggründe sowie die Such- und Darstellungskriterien seiner jahrzehntelangen „Ausgrabungsarbeiten“ in wissenschaftlichen Bibliotheken eingängig erläutert hat (Corliss 2002), tritt er im vorliegenden Band gewissermaßen einen Schritt zurück, um die geleistete und veröffentlichte Arbeit – die, wie gesagt, bisher erst die Hälfte seines dokumentierten Quellenbestandes an „damned facts“ aufbereitet zur Verfügung stellt – einerseits Revue passieren zu lassen. Andererseits aber hat dieses Buch den Charakter einer Meta-Publikation oder eines Schlüssels zu seinen zahlreichen Handbuch-Bänden. Mittels eines Code-Systems verweisen die ca. 6000 Einträge des Buches zum einen auf eben diese gut drei Dutzend Handbücher, zum anderen aber auch auf den enormen und praktisch täglich wachsenden Bestand von mindestens 25.000 weiteren einschlägigen Quellen, die noch nicht entsprechend aufbereitet sind. Auch wenn man William Corliss und der Wissenschaft selbst nur wünschen kann, dass ihm beste Gesundheit und Schaffenskraft auch für die Bearbeitung und Katalogisierung seines restlichen Materials verbleiben, so scheint doch gewiss, dass ihm für diese Aufgabe nicht noch einmal 40 Jahre zur Verfügung stehen werden.

Literatur

Corliss, W. R. (2002). A search for anomalies. *Journal of Scientific Exploration* 16, 439-453.

Wolfgang Krieger (Hrsg.)

Und keine Schlacht bei Marathon

Große Ereignisse und Mythen der europäischen Geschichte

Klett-Cotta, Stuttgart 2005

ISBN 3-608-94079-0, 362 Seiten, € 25,00

Manfred Vasold

Die Pest. Ende eines Mythos

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2003

ISBN 3-8062-1779-3, XXI + 196 Seiten, € 24,90

Auch jenseits der Chronologie-Kritik der letzten Jahre, über die an dieser Stelle nichts behauptet werden soll, besteht Anlass, überkommene Vorstellungen von historischen Ereignissen, die inzwischen längst zu unbezweifelten und, wie es scheint, auch gar nicht mehr anzweifelbaren Mythen geronnen sind, kritisch auf ihren Tatsachengehalt zu befragen. Dies verdient insbesondere dann Aufmerksamkeit, wenn nicht Autoren mit manifesten Eigeninteressen (vgl. etwa Anon. 1889), sondern ausgewiesene Fachhistoriker sich um die Korrektur bis Demontage solcher verfestigter Geschichts-Mythen bemühen. Manches von dem, was wir schon zu Schulzeiten vermeintlich sicher gewusst haben, gerät dabei ins Wanken.

Der vorliegende Band, von dem Marburger Historiker Wolfgang Krieger ediert, versammelt außer dem Vorwort des Herausgebers insgesamt dreizehn Beiträge, welche überwiegend einer Vorlesungsreihe entstammen, die während des Wintersemester 2002/2003 im Rahmen des „studium generale“ an der Universität Marburg veranstaltet wurde. Alle Beiträge sind bemüht, uns unseres Schulwissens oder doch einiger seiner Versatzstücke behutsam wieder zu entwöhnen. Dabei erfahren wir u.a.: Die Schlacht bei Marathon (490 v. Chr.), jenes angeblich große Entscheidungsgefecht zwischen Persern und Griechen, das zur Geburtsstunde Europas stilisiert worden ist, war mitnichten eine Schlacht, sondern lediglich ein unbedeutendes, folgenloses Strandscharmützel (Karl-Joachim Hölkeskamp, S. 1-24); der berühmte Bußakt des Kaisers Theodosius in Mailand im Jahr 390 war ein hoch ritualisierter Akt zwischen den Führern zweier Institutionen und beleibe nicht die dramatische Kapitulation der staatlichen vor der kirchlichen Macht, als die die Kirchengeschichtsschreibung ihn uns verkauft hat (Hartmut Leppin, S. 50-69); das Beispiel des Friedensschlusses zwischen Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. (Knut Görich, S. 70-91) verdeutlicht, dass die Möglichkeit zeitgenössischer Geschichtsschreiber, „über Rituale zu berichten, gleichzeitig Macht über ihre Deutung verleiht“ (S. 88) – mit entsprechenden Folgen für die Sichtweisen der Nachgeborenen; der Anschlag von Martin Luthers 95 Thesen an das Portal der Wittenberger Schlosskirche (1517) hat nie stattgefunden, sondern ist eine reine Erfindung (oder sagen wir:

eine Dramatisierung), die letztlich auf Philipp Melanchthon zurückgeht (Hartmut Lehmann, S. 147-169).

Nicht viel besser ist es um Geschichtsmythen bestellt, die sich an Caesars Überquerung des Rubicon im Jahr 49 v. Chr., an die Rolle der Jeanne d'Arc für die französische Nationalgeschichte oder – aber das wissen wir bereits seit längerem (vgl. Lüsebrink 1985, Lüsebrink & Reichardt 1990, Schulze 1990) – an die angebliche Bedeutung des Sturms auf die Bastille (Erich Pelzer, S. 187-210) knüpfen. Stets haben wir es mit kollektiven Mystifizierungsprozessen zu tun, in denen vergleichsweise unbedeutende Geschehnisse zu Symbolen nationalen Kollektivgedenkens umgewidmet wurden. Historische Ereignisse von relativ geringer singulärer Bedeutung wurden, so zeigt sich an vielen der diskutierten Beispiele, zu allen Zeiten aus im einzelnen nachvollziehbaren Gründen zu identitätsstiftenden historischen, nationalen oder kirchlichen Mythen stilisiert (und notfalls zu diesem Zweck allererst erfunden). Zu recht betont Wolfgang Krieger in seinem Vorwort: „Wenn schon der Satz grundfalsch ist, man möge die Quellen für sich selbst sprechen lassen, so ist es erst recht falsch zu glauben, die großen Ereignisse könnten zuverlässig für sich selbst sprechen. Mitnichten! Quellen muss man mit großer Sachkenntnis zum Sprechen bringen, oft genug gegen die Intentionen ihrer Verfasser“ (S. XVIII). Dies gilt, *mutatis mutandis*, nicht nur für Quellenbestände, die in historisch weiter Ferne liegen.

Eines weiteren Mythos', dem eines kollektiven Grauens vor dem „Schwarzen Tod“, nimmt Manfred Vasold sich in seiner Monographie über die Pest an. Gewissermaßen seuchenerfahren (Vasold 1991, 2003), ist dem Autor auf den ersten Blick freilich eher an einer sauberen Chronologie von Pestepidemien als an ihrer Demythifizierung gelegen, einer Chronologie im übrigen, die die Kapiteleinteilung des Buches nicht streng mitvollzieht. Dennoch gelingt es ihm, eher *en passant*, etablierte Stereotype aus dem Weg der historischen Betrachtung zu räumen: etwa das düstere Bild, die Pest von 1348/49 habe ein Drittel der europäischen Bevölkerung dahingerafft und dem Kontinent eine der schwersten Krisen des Mittelalters beschert. Der Autor zeigt zum einen, dass viele Gegenden Mitteleuropas erst Jahrzehnte nach der datierten Pestepidemie oder überhaupt nicht von der Pest berührt worden sind, zweitens aber auch, dass die Verlustzahlen, die verlässlich der Seuche angelastet werden können, deutlich geringer sind, als bisher angenommen. Auch hier ist der Mythos mit der Zeit und der historischen Entwicklung gewachsen und hat sich verselbständigt. Seine Hauptquellen waren die Geschichtsschreiber des Dreißigjährigen Krieges, die ihre eigenen grauenvollen Seuchenerfahrungen tradiert und zum repräsentativen Zeitbild ausgestaltet bzw. sich selbst auf wenige, nicht repräsentative Quellen gestützt haben. Dass wir mit diesem Buch das „Ende eines Mythos“ vor uns hätten, wie der Untertitel glauben machen will, scheint insgesamt zwar dennoch ein wenig übertrieben, aber die Relativierung eines Mythos gelingt Vasold durchaus.

Literatur

- Anon. (1889): Geschichtslügen. Eine Widerlegung landläufiger Entstellungen auf dem Gebiete der Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kirchengeschichte. Auf's neue bearbeitet von drei Freunden der Wahrheit. Ferdinand Schöningh, Paderborn.
- Lüsebrink, H.-J. (1985): Die zweifach enthüllte Bastille. Zur sozialen Funktion der Medien Text und Bild in der deutschen und französischen „Bastille“-Literatur des 18. Jh. *Francia* 13, 311-331.
- Lüsebrink, H.-J.; Reichardt, R. (1990): Die Bastille. Zur Symbolgeschichte von Herrschaft und Freiheit. Frankfurt/M.
- Schulze, W. (1990): Der 14. Juli 1789 zwischen historischem Ereignis und nationalem Mythos. *Geschichte, Politik und ihre Didaktik* 18, 44-55.
- Vasold, M. (1991): Pest, Not und schwere Plagen. Seuchen und Epidemien vom Mittelalter bis heute. C.H. Beck, München.
- Vasold, M. (2003). Die Ausbreitung des Schwarzen Todes in Deutschland nach 1348. *Historische Zeitschrift* 277, 281-308.

Paul Verhaeghe

On Being Normal and Other Disorders

A Manual for Clinical Psychodiagnostics

The Other Press, New York 2004

ISBN 1-59051-089-5, xiii + 513 Seiten, \$ 35,00

Ein Autor, der sich einen solchen Buchtitel (im übrigen eine sehr angemessene Übersetzung des holländischen Originals) einfallen lässt, der hat schon allein dadurch zunächst einmal ungeteilte Aufmerksamkeit verdient. Paul Verhaeghe ist Psychologie-Professor und Direktor der Abteilung für Psychoanalyse an der Universität Gent in Belgien. Psychopathologie und klinische Diagnostik haben sich traditionell empirisch hergeleiteter Hypothesen über *intrapsychische* Störungen bedient. Diagnostik und Therapie haben den Patienten mit anomalen oder devianten Verhaltensweisen folglich in der Regel so eingestuft und behandelt, als existiere er in einem sozialen Vakuum. Demgegenüber plädiert Verhaeghe in seinem Buch, kurz gesagt, für eine Erweiterung Freudscher Psychoanalyse anhand von Leitlinien, wie sie der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan in den 50er und 60er Jahren in seiner Diskurs-Theorie mittels der Methoden der strukturalistischen Linguistik vorgezeichnet hat. Danach resultiert menschliche Identität einschließlich etwaiger therapiebedürftiger Störungen aus der Interaktion des Selbst mit Anderen. Handeln und Verhalten eines Individuums, deviant oder nicht, sind stets nur in und aus solchen Beziehungsgeflechten verstehbar und erforderlichenfalls diagnostizierbar und therapierbar.

Verhaeghe befürwortet mithin die Anwendung einer durch Lacan geläuterten Freud'schen Herangehensweise als einer Art analytischer, ausdrücklich empirisch forschungsgestützter „Metapsychologie“ für die klinische Psychodiagnostik. „Dem Anderen“, „dem Gegenüber“, kommt in Verhaeghes Konzeption psychopathologischer Diagnostik in Lacanschem Gewande entscheidende Bedeutung zu. Individualität und persönliche Wirklichkeitskonstitution entstehe nur in der Beziehung zu anderen Menschen, weshalb Diagnose und Therapie von Neurosen, Psychosen, Perversionen und sonstigem devianten Verhalten dies in Rechnung zu stellen hätten. Sprachliche Interaktion spielt dabei eine entscheidende Rolle. Den gegenwärtig maßgeblichen Orientierungsrahmen des diagnostischen Kriterienkatalogs *DSM-IV* (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders) kritisiert Verhaeghe demgegenüber als ein schlichtes, zudem reduktionistisches Symptomenverzeichnis, das zu ungerechtfertigten negativen Werturteilen über Patienten verleite, illegitim menschliche Verhaltenskonformität anstrebe und darüber hinaus therapeutisch nutzlos sei. Das DSM-System (American Psychiatric Association 1994) als empirisch gestütztes Klassifikationssystem sei ferner tautologisch und werde der Individualität des Patienten nicht gerecht.

Das umfangreiche Buch ist in drei große Abschnitte unterteilt: Der erste (bis S. 147) formuliert ausführlich die vorstehend (wenn auch unzulässig knapp) zusammengefasste Kritik an theoriefreier bis theoriefeindlicher DSM-Diagnostik; Teil II (S. 149-287) entwickelt Verhaeghes an Lacan orientierte „metapsychologische“ Alternative; der abschließende dritte Teil (S. 283-458) versucht, diese Alternative dann mit dem letztlich Ziel optimierter Behandlung diagnostisch und therapeutisch dienstbar zu machen. Dabei haben sowohl Diagnostik als auch Therapie immer den Umstand zu berücksichtigen, dass auch sie selbst soziale Interaktionen zwischen dem Selbst des Patienten mit einem personalen Gegenüber sind. Eine ihrer veränderten, d.h. vom DSM emanzipierten Kriterien bewusst gewordene klinische Psychodiagnostik müsse dann zwangsläufig entsprechende Auswirkungen auch auf Therapieverständnis und therapeutische Verfahrensweisen haben.

Viele von Verhaeghes sehr detaillierten Ausführungen vermögen zu überzeugen, darunter sein prinzipiell interaktionistischer Ansatz und seine dezidiert kritische Haltung gegenüber einer letztlich behavioristisch gebliebenen Symptomen-Klassifikation. Andere, etwa sein unbedingtes Interesse an verbesserten Behandlungserfolgen (an denen sich jedes diagnostische und therapeutische Konstrukt am Ende messen lassen muss), nehmen den Leser wenigstens für die Argumentationsabsichten des Autors ein.

Andererseits enthält die Arbeit aber auch eine nicht geringe Anzahl von all zu schnellen, all zu pauschalen Urteilen, die der Glaubwürdigkeit des Autors nicht eben dienlich sind. Wenn er etwa behauptet, „guilt is a central clinical phenomenon that appears in nearly every form of pathology“ (p. 266) oder “[d]epression always comes with the self-reproach that one has failed to satisfy the Other's desire“ (p. 275), dann mag dies in bestimmten Fällen jeweils zutreffen, ist in der Form von Behauptungen, die leidliche Allgemeingültigkeit („always“) beanspruchen, aber zweifellos überzogen. Und wenn er ungeachtet seiner Beteuerung, dass seine an

Lacan orientierte Metapsychologie ausdrücklich forschungsgestützt zu sein habe, an anderer Stelle einräumt, dass „there are no specifically Lacanian research instruments“, dann lässt sich dies sicher ebenfalls schwerlich auf der Habenseite seiner neuen Metapsychologie verbuchen. Derartige Vergrößerungen der Diskussion sind bedauerlich und im übrigen auch ganz unnötig – “[g]ood research needs no rhetoric, only clarity“, erinnert uns Nobelpreisträger Max Perutz (1998, p. 129). Argumentative Schwächen dieser Art stellen indessen sicherlich keinen hinreichenden Grund dar, Verhaeghes Buch nicht mit der nötigen Aufmerksamkeit und einigem Wohlwollen aufzunehmen. Doch muss man auch mit der gelegentlichen flinken Pauschalrhetorik des Autors in erforderlicher Weise Rechnung halten.

Literatur

- American Psychiatric Association (1994): Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders – DSM-IV. American Psychiatric Association, Washington, D.C.
- Perutz, M.F. (1998): Deconstructing Pasteur. In: Perutz, M.F.: I Wish I'd Made You Angry Earlier: Essays on Science, Scientists, and Humanity. Cold Spring Harbor Laboratory Press, Plainview, NY, 119-129.